

Wenn der Tod sich ins Leben drängt

Heuer 20 Jahre Notfallseelsorge – Etwa 100 Einsätze pro Jahr

Von M. Schneider-Straninger

Ihr Einsatzfeld ist der Ausnahmezustand. Wenn der Tod sich ins Leben drängt. Plötzlich und ohne Vorwarnung. Und bei denen, die zurückbleiben, Hilflosigkeit, Ohnmacht oder auch Wut hinterlässt. 16 katholische und evangelische Geistliche, Pastoralreferenten und ausgebildete Laien insbesondere von BRK und Maltesern teilen sich diesen Dienst in Stadt und Landkreis und, wenn Not am Mann ist, sogar darüber hinaus. Sie sind dabei, wenn Polizisten Todesnachrichten überbringen, wenn Einsatzkräfte an Unfallstellen an die Belastungsgrenze kommen oder Angehörige in wenig anheimelnder Atmosphäre Tote identifizieren müssen.

Auf rund 100 Einsätze kommen die Notfallseelsorger pro Jahr, bilanziert Gerhard Kaiser, im Hauptberuf Pastoralreferent bei den Barmherzigen Brüdern. Der Bedarf wächst. „Denn unsere Gesellschaft blendet den Tod aus“, sagt Gabriele Hecht. Der Tod ist ein Thema, mit dem viele sich bis dahin nie beschäftigt haben. Und oft fehlt das soziale Umfeld. Kinder wohnen weit weg und die Nachbarn kennt man kaum. Notfallseelsorger gleichen dieses Vakuum aus. „Wir leisten eigentlich Hilfe zur Selbsthilfe“, sagt Gerhard Kaiser. Notfallseelsorger bleiben bei Angehörigen, bis sie jemand ablassen kann. Verwandte, Freunde, Nachbarn. Jeder von uns kann schnell selber betroffen sein und jeder kann in die Lage kommen, jemand anderen zu helfen. „Und jeder kann etwas tun“, ermutigt Kaiser. „Manchmal ist jemand schon geholfen, wenn man die Hand hält.“

Meist müssen sie immer wieder dieselben Fragen beantworten. Manchmal sind sie mit Schuldgefühlen konfrontiert, womöglich irgendetwas versäumt oder übersehen zu haben. Manchmal mit dem bohrenden Gefühl, dass das, was passiert ist, womöglich hätte verhindert werden können. „Wir hören zu“, sagt Gabriele Hecht. Sie kann nachvollziehen, dass man sich wie im falschen Film vorfindet oder in einem Alptraum, aus dem es kein Erwachen gibt, so sehr man es sich wünschen würde. „Auch wir haben nicht auf alle Fragen eine Antwort. Oft gibt es auch keine Antwort.“ Die Notfallseelsorger bleiben, bis ihr Gegenüber wieder einen klaren Gedanken fassen kann. Ohne Zeitdruck. „Das kann schon mal mehrere Stunden dauern“, sagt Gerhard Kaiser. „Wir nehmen uns die Zeit, die wir brauchen.“

Zu zweit bei Angehörigen: „Wir teilen die Last“

Gabriele Hecht ist eigentlich Krankenschwester. Sie arbeitet hauptberuflich auf einer Intensivstation, in ihrer Freizeit ist sie in der Psychosozialen Notfallversorgung des BRK tätig. Kriseninterventionshelfer nennt sich, was sie da macht. Sie hat eine umfangreiche theoretische und praktische Ausbildung dafür absolviert, bei der sie zunächst auch erfahrene Notfallseelsorger bei Einsätzen begleitete. „Denn“, sagt sie, „neben Herzblut gehört auch Fachlichkeit dazu“. Die Kriseninterventionshelfer seien immer zu zweit unterwegs, sagt sie, Notfallseelsorger meist allein. Zu zweit, das ist ihrer Meinung nach von Vorteil. Einer könne mit dem Gegenüber sprechen, der andere bereits parallel notwendige Dinge organisieren. „Wir teilen die Last.“

Sie gehört also zu den Laien, die das Notfallseelsorger-Team seit einiger Zeit zunehmend verstärken. Es gibt nicht genug Pfarrer. Und es habe auch deshalb Sinn, weil der religiöse Bezug in der Gesellschaft spürbar abnehme, sagt Gerhard Kaiser. Einstellen muss man sich andererseits auch auf Menschen aus



Sie werden gerufen, wenn Menschen in Ausnahmesituationen Beistand brauchen: Notfallseelsorger und Kriseninterventionshelfer. (Foto: Sven Hoppe/dpa)



Gerhard Kaiser und Gabriele Hecht.

anderen Kulturkreisen. Muslime trauerten anders, auch Menschen aus östlichen Ländern. Sie ließen den Schmerz oft laut heraus, das sei eine besondere, eine ungewohnte Herausforderung. Froh ist er, dass mittlerweile auch Frauen diesen Dienst tun. Das sei in vielen Situationen hilfreich. 16 Leute gehören derzeit zum Team, 20 wären sein Ziel. Deshalb ist Gerhard Kaiser und Kaplan Pater Philipp Schmidbauer sich zum Mitmachen bereiterklärt haben.

Jedes Jahr ein Gedenkgottesdienst

Seit 1997 gibt es die Notfallseelsorge im Straubinger Raum. Damals startete eine ökumenische Initiative auf Diözesanebene. Gerhard Kaiser erstellt die Einsatzpläne, lädt zu regelmäßigen Treffen und Fortbildungen bei den Barmherzigen Brüdern ein. „Hier werden wir sehr gut unterstützt“, sagt er. Selbst einige Evaluierungen habe man schon bevollmächtigt und viele Leute auf einmal für einige Stunden im Markmiller-Saal unterbringen können. Einmal im Jahr treffen sich Notfallseelsorger und Einsatzkräfte zu einem Gedenkgottesdienst. „Wir denken an die Verstorbenen und kommen noch einmal ins Gespräch miteinander.“ Heuer ist das am 17. Juli. Diesmal verbinden sie damit ihre 20-Jahrfeier.

Routine kann ein solcher Dienst nie werden, aber die Notfallseelsorger haben Erfahrung gesammelt in 20 Jahren. Was gleich passiert, wenn die Tür geöffnet wird, an der ein Polizeibeamter mit einer schlechten

gerufen, um Feuerwehrleuten, Polizisten und Sanitätern oder anderen Unfallbeteiligten und Zeugen beizustehen. „Oft beten wir mit den Einsatzkräften bei dem Unfallopfer“, sagt Gerhard Kaiser, aus Achtung vor dem Toten inmitten all der eingesetzten Technik und als wohlwollendes Ritual für alle Beteiligten. Auch bei Einsatzkräften genießen die Notfallseelsorger hohe Akzeptanz. Unfälle, die Menschenleben und Schwerverletzte fordern, waren für sie schon immer belastend, früher habe sich nur niemand darum gekümmert. Dabei kann es auch ihnen bei aller Routine zu viel werden. „Wenn es an der Einsatzstelle eine Verbindung zur eigenen Biographie gibt oder eine besondere Stressbelastung besteht durch eine Häufung von schweren Einsätzen in kurzer Zeit oder Problemen zuhause“, nennt Gabriele Hecht als Beispiel. Besonders schlimme Bilder wirken oft lange nach, verfolgen einen gerechelt. Besonders auch, wenn Kinder unter den Opfern sind. Es helfe, darüber immer wieder sprechen zu können, mit erfahrenen Kollegen, „auch mit uns“, sagt Gerhard Kaiser. Und es gebe mittlerweile wissenschaftlich begleitete Programme wie „Stop stressfull memories“.

Alarm durch die Integrierte Leitstelle

Alarmiert werden die Notfallseelsorger über die Rettungsleitstelle. Sie sind in der Regel binnen einer halben Stunde vor Ort. Ihre Anwesenheit wird selten abgelehnt. „Oft bekommen wir ein Danke zu hören, wenn wir gehen“, erzählen Gerhard Kaiser und Gabriele Hecht. Angehörige seien froh, auch dass da jemand ist, der Eindrücke von der Unfallstelle berichten kann. Jemand, der den ersten Schock in Rituale münden lässt, der ermutigt, miteinander eine Kerze anzuzünden, ein Gebet zu sprechen, ein Foto aufzustellen. „Man muss immer neu erspüren, was in der jeweiligen Situation passend und das Richtige ist“, sagt Kaiser. Es gibt keine Patiententreffe. Geschätzt werde, dass da jemand keine schlaun Ratschläge gibt, sondern nur da ist und aushält, was immer passiert. „Wir tragen keine Uniform“, das sei ein weiteres vertrauensbildendes Kriterium in der Situation, sagt Gerhard Kaiser. Am Tod ist nichts mehr zu ändern. „Aber wir können da sein, spüren lassen, dass wir nicht davonlaufen.“ Wie Gabriele Hecht hat er oft erlebt, dass Haustiere eine besondere Rolle spielen. „Die spüren, dass etwas anders ist. Hunde und Katzen schmiegen sich dann oft beim Herrchen oder Frauchen an.“ Das sei sehr anrührend.

Wer kümmert sich um die Notfallseelsorger?

Und die Notfallseelsorger – wer kümmert sich um sie? Die Emotionen, die da auf einen einprasseln, können gewaltig sein, räumen beide ein. Es sei wichtig, sich Zeit für sich zu nehmen, dann und wann, mit Auszeiten, mit Sport. Gabriele Hechts Rezept ist die Rückkehr ins eigene Leben, zu ihren quirligen sechs Enkelkindern. Gerhard Kaiser besucht gerne eine Bewohnerin der Barmherzigen Brüder. Er schiebt sie im Rollstuhl durchs Gelände. Sie bringt ihn, immer gut gelaut, zum Lachen. „Das ist an solchen Tagen meine Therapie“, sagt er.

„Euren Job wollte ich nicht machen“, hat zu Gabriele Hecht vor einiger Zeit ein Polizist gesagt. „Mit euch kommt immer der Tod.“ So hat sie selber es noch nie gesehen, gesteht sie. Aber es muss Menschen geben, die kommen, wenn der Tod sich ins Leben drängt hat. Und eine Hand ausstrecken, damit man nicht allein ist. Damit es nicht so kalt ist.

Das Geschehene begreifbar machen

Sie sehen es auch als ihre Aufgabe an, einen Abschied zu ermöglichen, gerade auch wenn es schwierig ist, weil die Leiche beschlagnahmt werden muss oder sie durch Unfallverletzungen entstellt ist. Sie betreuen Verwandte, wenn sie Tote identifizieren oder den Verstorbenen noch einmal sehen wollen. Um das Geschehene begreifbar zu machen, helfe es, den Toten zu sehen, ist die einhellige Erfahrung der beiden. Dazu überredet wird niemand. „Aber wenn jemand das will, unterstützen wir ihn und lassen ihn dabei nicht allein.“ Sie haben damit nie schlechte Erfahrungen gemacht, selbst bei Kindern nicht, die natürlich entsprechend vorbereitet werden müssen.

Sie werden auch an Unfallstellen